

Sie sind gekommen und geliebt

Südkoreanische Arbeitsmigranten gelten in Deutschland als vorbildlich integriert – doch ihre Geschichte ist weitgehend unbekannt / Von Kai Spanke

FRANKFURT, 3. Juli. Auf dem Weg nach Deutschland hat Kim Kyung-hee laut gesungen. Im Flugzeug „Casa Bianca“ von Vicky Leandros. Mehr als zwanzig andere Koreaner, die mit ihr an Bord gewesen sind, haben ebenfalls ein Lied angestimmt. Am Ende des spontan veranstalteten Gesangswettbewerbs war sich die aus Kapitän und Stewardessen zusammengesetzte Jury einig: Kim Kyung-hee verdient den ersten Platz. Das war im April 1973. Heute heißt die 1950 geborene ehemalige Krankenschwester Hilgart-Kim, mit ihrem Mann lebt sie in der hessischen Gemeinde Kriftel. Und sie singt immer noch, mittlerweile im Koreanischen Frauenchor Frankfurt. „Momentan ist ‚Mein kleiner grüner Kaktus‘ in unserem Programm“, sagt sie.

Ursprünglich hatte Hilgart-Kim geplant, nach Amerika auszuwandern. Doch dann ergab sich die Möglichkeit, in die Bundesrepublik zu gehen. Davon profitierten viele ihrer Landsleute. In den sechziger und siebziger Jahren sind etwa achttausend Bergarbeiter und mehr als elftausend Krankenschwestern aus Südkorea nach Deutschland gekommen. Ausgangspunkt der Migration war die desaströse Situation in der Heimat. Von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre an verringerten die Vereinigten Staaten zunehmend ihre finanzielle Hilfe für das von der japanischen Kolonialherrschaft und dem Bruderkrieg immer noch schwer gebeutelte Südkorea. Neue Geldquellen waren nicht in Sicht, größere Bodenschätze kaum vorhanden. Der damalige Präsident Park Chung-hee hatte die Idee, von Europa Entwicklungshilfe einzuwerben und Devisen von Migranten zu beschaffen. Während in Südkorea die Arbeitslosenzahlen stiegen, suchten in Deutschland sowohl die Bergbauindustrie als auch etliche Krankenhäuser nach günstigen Kräften.

Hilgart-Kim gehörte zu jenen Krankenschwestern, die dabei geholfen haben, dem Personalnotstand in deutschen Kliniken entgegenzuwirken, ohne dass die Öffentlichkeit nennenswert Notiz davon ge-

nommen hätte. „Insgesamt waren die Koreaner als eigene Gruppe in Deutschland kaum sichtbar“, sagt Lee You-jae, Leiter der Koreanistik an der Universität Tübingen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehört die Geschichte der deutsch-koreanischen Beziehungen. Lee zufolge war die südkoreanische Arbeitsmigration eine historische Fußnote, aber eine mit mehreren Besonderheiten. Es seien nur wenige Migranten hergekommen, und im Vergleich zu Italienern oder Türken habe der Familiennachzug bei ihnen keine bedeutende Rolle gespielt. Außerdem seien sie gut gebildet und integriert gewesen, was man etwa an der hohen Zahl binationaler Ehen sehen könne. Zurzeit gibt es in Deutschland die zweitgrößte koreanische Diaspora Westeuropas, die meisten leben im Rhein-Main-Gebiet und in Nordrhein-Westfalen. Sie gelten als Musterbeispiel für gelungene Integration.

Auch Hilgart-Kim hat 1976 einen deutschen Mann geheiratet. Anschließend

hat sie sich um die Kinder gekümmert. Als Krankenschwester war sie nur drei Jahre tätig. Nun sitzt sie in einem kleinen Café, betrachtet die Gäste und dreht an den Jadeperlen ihrer Armreifen: „Diesen Schmuck habe ich selbst gemacht. Ich fotografiere auch gerne, ich male, ich habe als Stadtführerin in Frankfurt gearbeitet, eigentlich mache ich alles.“ Hilgart-Kim lacht und wirft sich dabei in ihrem Stuhl zurück. Sie mustert das Gebäck in den Auslagen, holt langsam Luft und sagt leise: „Ich konnte mich immer gut anpassen, das ist den Deutschen, glaube ich, wichtig.“ Von den freien Klinik-Stellen erfuhr sie damals aus der Zeitung. Sie hat sich beworben, wurde genommen und ist ohne Erwartungen nach Deutschland gereist. „Ich war schon immer abenteuerlustig, hatte aber auch sehr viel Glück. Dafür bin ich dankbar.“

Es war nicht selbstverständlich, eine Zusage für einen Posten zu erhalten. „Auf diese Arbeitsplätze gab es einen regelrecht-

ten Run“, sagt Lee. Zu den Auswahlkriterien zählten das Alter, der Familienstand und die bereits gesammelte Berufserfahrung. Zudem wurden Bildung und körperliche Verfassung der Bewerber geprüft. Die Bergmänner sollten dabei helfen, die Bergbauindustrie im Ruhrgebiet zu stärken. Rechtliche Grundlage ihrer Anwerbung war das sogenannte „Programm zur vorübergehenden Beschäftigung von koreanischen Bergarbeitern im westdeutschen Steinkohlenbergbau“ von 1963. Die deutschen Unternehmen kamen für die dreimonatige Anlernzeit und den Sprachunterricht auf, die südkoreanische Regierung finanzierte das Auswahlverfahren, die Flugkosten zahlten die Arbeiter selbst. Für drei Jahre sollten die zum großen Teil sehr gebildeten Männer in Deutschland bleiben und dann nach Korea zurückkehren, um dort bei der Entwicklung des Untertagebetriebs zu helfen. Allerdings sagt Lee, er kenne keinen einzigen Bergmann, der in Korea weiter in diesem Beruf gearbeitet hat.

Anders lag der Fall bei den Krankenschwestern. Im Gegensatz zu den Bergleuten sind viele von ihnen in Deutschland geblieben. Außerdem wurden sie nicht im Rahmen eines Abkommens zwischen Deutschland und Korea angeworben. Stattdessen trafen die Deutsche Krankenhausesellschaft und die von der koreanischen Regierung unterstützte, aber auf privater Basis operierende Korea Overseas Development Corporation 1971 eine entsprechende Vereinbarung. Als Vermittler traten häufig koreanische Ärzte auf, die in Deutschland praktizierten. Am Ende gingen so viele Krankenschwestern nach Deutschland, dass in den ländlichen Gebieten Koreas ein Fachkräftemangel entstand. Obwohl die Weltgesundheitsorganisation vor einem Kollaps des koreanischen Gesundheitssystems gewarnt hatte, setzte die Bundesrepublik ihre Anwerbung bis 1976 fort.

Neben den bereits ausgebildeten Kräften gab es auch viele südkoreanische Migrantinnen, die ohne Examen nach Deutschland gereist und aufgrund von

Missverständnissen geblieben sind. Kim Yun-a, weißes T-Shirt, goldene Uhr, mittellange Haare, sitzt mit durchgedrücktem Rücken im Gemeindesaal ihrer Kirche. Sie ist 1966 im Alter von zweiundzwanzig Jahren hergekommen, um zu studieren. Am Ende wurde es eine Ausbildung zur Krankenschwester. Im Anschluss wollte sie zurück nach Südkorea. Heute ist sie immer noch hier – und es geht ihr gut. „In Korea fehlt mir meine zweite Heimat Deutschland“, sagt sie und klopf mit den Fingern auf den Tisch, „ich fühle mich in Frankfurt alleine, aber nicht einsam, und ich hatte ja immer viel Kontakt zu Deutschen.“ Sie betont fast jedes Wort, nicht mit der Stimme, sondern indem sie die Augenbrauen hochzieht. In der Melodie ihrer Diktion verschmelzen koreanische und deutsche Aussprache zu einem klangvollen Mix. „Nachdem ich hergekommen war“, erinnert sie sich, „fühlte ich mich schnell sehr gut integriert, hatte aber den Hintergedanken: Irgendwann kehrst du zurück.“

Dass Kim dennoch geblieben ist, liegt unter anderem daran, dass ihre deutsche Ausbildung zur Krankenschwester in Korea nicht anerkannt wurde. Viele ihrer Kolleginnen hätten die gleiche Erfahrung gemacht, sagt Lee. Er spricht in diesem Zusammenhang von einer „umgekehrten Entwicklungshilfe“. Das sei eine bewusst provokante, aber passende Formulierung: „Die Deutschen profitierten vom Fachwissen der Krankenschwestern und mussten nichts investieren, weil die Pflegekräfte schon ausgebildet hergekommen sind. Und wenn sie erst hier ausgebildet wurden, gingen sie oft nicht zurück nach Korea, da ihre Qualifikation dort wertlos war. Nutznießer war also in jedem Fall die Bundesrepublik.“

Kim Yun-a schaut sich im spartanisch dekorierten Saal um: An der Wand gestapelte Stühle, rund um den Altar ein schlichtes Kreuz, ein silberner Ventilator, ein Verstärker. Tags zuvor wurde hier bei den evangelischen Koreanern in Rhein-Main ein neuer Pfarrer eingeführt. Ein großes Ereignis für die Gemeindeglied-

der. Viele Südkoreaner sind strenggläubig und organisieren sich in Kirchen, die oft regional verankert sind. Zwar wird dort die heimische Kultur gepflegt. Doch das schließt deutsche Gäste keineswegs aus. „Unseren Gottesdienst“, sagt Kim, „kann jeder Besucher dank einer Simultanübersetzung per Kopfhörer verfolgen. Anschließend gibt es etwas zu essen.“

Inzwischen hat Kim die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Mit dreiundsechzig Jahren ist sie in Rente gegangen. An ihr Arbeitsleben erinnert sie sich mit gemischten Gefühlen: „Ich war sehr gerne Krankenschwester. Und trotzdem dachte ich, das ist nicht dein Beruf. Die körperlichen und seelischen Belastungen waren groß.“ Sie spricht schnell und schmückt ihre Ausführungen hier und da mit Fremdwörtern, die sie so-

Morgen auf der Seite Staat und Recht

Nach dem Brexit brauchen Unternehmen ein neues Forum für die Beilegung internationaler Streitigkeiten.

gleich wegschmunzelt, etwa wenn sie bemerkt, sie nehme sich nicht allzu wichtig und sei durchaus „genant“. Auf ihr gutes Deutsch angesprochen, sagt sie sofort: „Wissen ist alles.“ Wer nach Deutschland komme, müsse Radio hören, Fernsehen gucken, Zeitung lesen, sich mit dem Land befassen. Nebenbei ergänzt sie: „Ich kenne die deutsche Verfassung. Nicht auswendig, aber ganz gut.“ Kim Yun-a hat ihre strenge Körperhaltung kurz aufgegeben und schaut ins Leere, ganz so, als sinniere sie über ihr Leben zwischen zwei Kulturen. Dann legt sie beide Hände auf den Tisch und sagt: „In mir ist ein Teil deutsch und ein Teil koreanisch – und so fühle ich mich wohl.“ Sie lässt ihren Blick noch einmal durch den Gemeindesaal schweifen, drückt den Rücken durch und sitzt wieder kerzengerade am Tisch.



Willkommenskultur: Koreanerinnen werden 1966 in Frankfurt begrüßt. Foto Lutz Kleinhaus